

GESPRÄCH ZUR ZEIT

«ICH MÖCHTE MEINE STIMME EINBRINGEN»

Sie wollte dem Krebs etwas entgegensetzen. Also schrieb Ruth Schweikert ein autobiografisches Buch. Und liess sich trotz Angst und Schmerz nicht davon abhalten, zu leben.

— Interview Markus Schneider



Was haben Sie heute vor?

Die Wohnung aufräumen. Seit drei Wochen ist alles verstellt. Wollten wir ins Bett, mussten mein Mann und ich eine Zeit lang über gefühlt 65 Kisten steigen.

Woher diese Unordnung?

Unser Daheim ist zum Drehort geworden. Wir machen einen Film. Ich schrieb mehrheitlich das Drehbuch, mein Mann, der Dokumentarfilmer Eric Bergkaut, spielt die männliche Hauptrolle, und die drei gemeinsamen Söhne sind auch dabei.

Ein echtes Familiendrama?

Schauen Sie auf mein bedrucktes Shirt: «Wir Eltern.» So soll der Film heissen. Darunter: «Sie tun mir leid, irgendwie haben sie es gut gemeint.» Meine Söhne sagen, 65 Prozent der Handlung seien wahr, der Rest sei erfunden. Wir nennen es Auto-Fiktion.

Ihr neues Buch ist autobiografisch. Es beginnt mit dem 9. Februar 2016.

Das war der Tag der Diagnose: «Triple negative breast cancer», ein hoch aggressiver Brustkrebs.

Was hat sich seither in Ihrem Leben geändert?

Noch am gleichen Tag hörte ich auf zu rauchen. Obschon das ja direkt nichts mit Brustkrebs zu tun hat, es war ein Reflex.

Ihre nächste Reaktion?

Ich wusste sofort, dass ich darüber schreiben würde. Auch das war ein Reflex; ich hatte keine Ahnung, welche Form dieser Text haben würde, aber dem Beschriebenen durch die Diagnose «Sie haben Krebs» wollte ich etwas entgegensetzen: mein eigenes Schreiben.

In Ihrem Buch ist nichts erfunden?

Jein. Gewisse Erinnerungen flogen mir zu. Etwa, dass ich mich mit 22 kahl geschoren habe. Jemand sagte mir, das sei ein Affront gegenüber Krebskranken.

Als Sie nach der Bestrahlung alle Haare verloren, kauften Sie eine Perücke?

«Soll ich sagen, ich sei gesund? Geheilt? Die Grenze zwischen gesund und krank ist für mich flussend geworden.»

RUTH SCHWEIKERT, 53, ist eine preisgekrönte Schriftstellerin. Sie lebt in Zürich. Ihr neues Buch «Tage wie Hunde» ist im S. Fischer Verlag erschienen.

Das gehört zum Package, das einem angeboten wird. Getragen habe ich die Perücke aber nicht dauernd. Mein Vater sagte: «Zum ersten Mal in deinem Leben hast du eine richtige Frisur.» Er hatte recht.

Wie geht es Ihnen im Moment gesundheitlich?

Ich fühle mich sehr lebendig. Aber soll ich sagen, ich sei gesund? Geheilt? Die Grenze zwischen gesund und krank ist für mich flussend geworden.

Wie halten Sie das aus?

Indem ich etwas tue. Anderthalb Jahre bin ich morgens mit demselben Gedanken aufgewacht: «Ich habe Brustkrebs.» Trotzdem war ich immer beruflich eingebunden, so wie jetzt auch. Ich unterrichte, halte Lesungen, entwickle Projekte. Während der Dreharbeiten für den Familienfilm hatten wir drei Wochen lang 15-Stunden-Tage. Crazy!

Was bedeutet Zeit für Sie?

Der schönste Satz kommt vom Schriftsteller Peter Bichsel. «Mir ist gern langweilig», sagte er, «so merke ich, dass ich Zeit habe.»

Was möchten Sie noch erleben?

Nichts Spektakuläres, ich möchte mein Leben aktiv gestalten und als Autorin meine Stimme einbringen in der Öffentlichkeit, so wie es dem Schriftsteller Walter Matthias Diggelmann bis zuletzt gelungen ist.

Er ist mit 52 an Krebs gestorben. Was hat Sie an ihm beeindruckt?

Seine Haltung. Diggelmann schrieb: «Ich bin dem Tod begegnet. Er stand draussen vor dem Fenster. Er bettelte, und ich habe ihn eingelassen, ich habe ihn aufgenommen.» ■